

Entschwundenes Jugendparadies

Autor(en): **E.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 15

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Entschwundenes Jugendparadies

Es war ein einfaches, beinahe altmodisch zu nennendes Haus, in dem wir unsere Jugendjahre zubrachten. Oft «stöhnten» wir Kinder über die viele Arbeit, die getan werden musste, und wir liebäugelten nur zu gern mit modernen Wohnungen, die uns irgendwie paradiesisch vorkamen.

Was wir damals erträumten und ersehnten, das ist heute, nach rund dreissig Jahren, den eigenen Kindern sozusagen selbstverständlich geworden. Sie sind befreit von «unbequemer» Gartenarbeit, leben in moderner Wohnung und geniessen alle Vorzüge des heutigen technisierten Lebens. Nun erleben wir es mit einem Male, dass unsere eigene Jugendzeit neben derjenigen unserer Kinder hell und freundlich erstrahlt und uns unvergleichlich reichhaltiger und gemütvoller, ja viel, viel schöner erscheint und uns die Redeweise vom «entschwundenen Jugendparadies» verständlich wird.

Da gab es im ersten Stock einen überaus langen, mit Linoleum belegten Hausgang, der geradezu zu Rutschpartien aufforderte. Ja, selbst Fussballwettkämpfe wurden dort ausgetragen, wenn nicht der ganze «Sportplatz» von einer Märklinbaukasten-Seilbahn belegt war.

Ein unbeschreibliches Paradies bedeutete für uns jedoch der geräumige Estrich. Da war soviel Platz vorhanden, dass ein grosser Teil unserer Bubenromantik gestillt werden konnte. Am grossen, massiven Querbalken, der in der Mitte das Dach stützte, befestigten wir das Schaukelseil und — los ging die Fahrt während vieler Regenwetter- und Ferienstunden. Konnte es auf der Schiffschaukel an der Chilbi noch schöner sein? Luftschutz und Entrümpelung waren böhmische Dörfer, die es in unserer Jugendzeit einfach nicht gab. Man fand es deshalb durchaus in Ordnung, dass der riesige Estrich auch als Holzraum diente. Im grossen Ofen in der Wohnstube verschwanden im Winter die zweihundert Reiswellen, die wir am schulfreien Nachmittag mit dem Aufzug hinaufbefördert hatten. War das allemal ein Fest, wenn der grosse Wagen mit dem Reiswellenberg anrückte! Der Vater schob über dem Estrichfenster den schweren Balken ein Stück weit über die Hauswand hinaus, befestigte an der Rolle das

Seil, während wir unten das Holz herbeitrugen, um dann mit vereinten Kräften die Wellen hochzuziehen. Mit grossem Eifer waren wir dabei, denn wir wussten auch, dass nach getaner Arbeit ein gutes Zvieri unser wartete. Brot und Käse, dazu herrlichen Süssmost, der jeden Herbst vom Vater selber in über hundert Flaschen sterilisiert wurde.

Ja, es war kein modernes Haus, das wir bewohnten. Aber es steckte voll Romantik, barg unzählige wundervolle Freizeitmöglichkeiten in sich, die wir nach Herzenslust ausschöpfen durften.

Unser Elternhaus stand in einem grossen Garten. Wenn ich mich heute in jene Zeit vor drei Jahrzehnten zurückversetze, dann bricht ein so hell und kräftig sprudelnder Erinnerungsquell hervor, dass mir scheint, ich könnte mit Leichtigkeit ein Buch darüber schreiben.

Wie haben wir damals die Gartenarbeit doch ins Pfefferland verwünscht! Wie hassten wir die «ewige» Unkrautjäterei an schulfreien Nachmittagen! Warum mussten denn unsere Eltern auch immer sovie Gemüse pflanzen? Wir waren am Tisch ja doch keine Liebhaber davon! Umgraben und Beete bereitstellen, Erde klein hacken und täglich die Neupflanzungen begiessen. Jauche führen und Bohnen- und Erbenstangen in Reih und Glied in die Erde treiben — ach, was für ein mühseliges Dasein für uns Buben! Beim Ernten, da waren wir allerdings ungerufen zur Stelle. Aprikosen und Pfirsiche, Zwetschgen und Pflaumen, verschiedene Sorten Äpfel und Birnen, Erdbeeren und Himbeeren, eine grosse Zahl Johannis- und Stachelbeeren, ja selbst ein Brombeerhag fehlten nicht und fanden bei uns reissenden Absatz.

Den tiefsten Eindruck jedoch hinterliessen die Spielstunden. Ich habe in einem ganzen Leben nie mehr so wundervoll Verstecken gespielt wie in unserem Garten daheim. Sträucher und Bäume, sogar ein einzigartiges Haselnusswäldchen haben ermöglicht, dass mit unvergleichem Einsatz gespielt werden konnte. Und das Fussballspiel! Wir brauchten dazu weder Strasse noch Sportplatz, sondern die Kameraden fanden Weg in unsern Garten, der auch dafür Raum genug bot. Fehlte

uns ein «Mann», wurde unsere Schwester ins Tor gestellt, und sie hat ihren Torwartposten nicht schlecht ausgefüllt! —

Mit ganz wenig Ausnahmen haben wir sämtliche Ferien daheim zugebracht. Langeweile kannten wir nicht. Aus Keller und Estrich schleppten wir Kisten und Bretter, Tücher und Dachpappe und betätigten uns als Hüttenarchitekten. Dank dem vielen Buschwerk im Garten erstellten wir eine beinahe echte Indianerbehausung. Aus Backsteinen, die wir irgendwoher getragen hatten, bauten wir einen Kochherd. Meist gabelten wir noch ein Stück altes Ofenrohr auf, und das ganze «Gebäude» wurde mit Lehm, den wir im angrenzenden Strassengraben zur Genüge vorfanden, überstrichen. Die Mutter spendete Äpfel und Kartoffeln, vielleicht auch einmal einen Servelat — und wir entrückten dem Alltag und lebten während Wochen wie Robinson Crusoe.

Wer von uns erinnert sich nicht an jene Begebenheiten, da wir eine Puppe unserer Schwester beerdigten? In einer Kartonschachtel zur letzten Ruhe gebettet, gab es erst einen feierlichen Umzug durch den Garten und anschliessend eine rührselige Abdankungsrede, wobei die Haustreppe als Kanzel diente. Ein anderes Mal war ein verstorbene Huhn an der Reihe, auf dessen Grabkreuz wir die Worte malten: «Hier ruht Frau Eierleger. Sie hat ihr ganzes Leben lang treu und redlich gedient.»

Und heute? Unsere Kinder wachsen am Stadtrand in der modernen Wohnkolonie auf. Die ganze Anlage ist sehr gepflegt. Der Koloniewart sorgt dafür, dass sämtliche Plattenwege stets blitzblank aussehen. Die Grünflächen zwischen den Häusern werden behütet und Kinderfüsse haben dort nichts zu suchen. Auch die Wohnräume sind «modern», das heisst so neuzeitlich eingerichtet, dass man kaum wagt, einen Nagel in die Wand zu schlagen. Es ist alles wunderschön. Sauberkeit und Ordnung herrschen vor, wie selten irgendwo. Ja, die Stadt zeichnet die besten Bauten des Jahres aus, was die Architekten anspricht, immer noch vollkommener zu bauen.

Unsere Kinder führen bestimmt ein herrliches Dasein. Sie sind vom lästigen Unkrautjäten befreit, kennen Bohnen- und Erbsenstangen nur aus geziemendem Abstand; sie müssen keine Beete herrichten, keine Jauche führen und keine Gemüseplantagen mit Widerwillen betreuen. Sie leben im Zeitalter des Motors. Während wir seinerzeit staunend den ersten Zeppelin sich über

den Bodensee uns nähern sahen, sitzen unsere Kinder heute am Flugmeeting in die Maschinen, lassen Propeller surren und klettern auf den Militärtanks herum. Sie sitzen auf Vaters Motorroller, fahren mit Bus und Strassenbahn, hängen am Skilift und sagen fachgemäss halb im Traum in der Nacht, das sei ein «Viermotoriger», der soebendröhnend unsere Wohnkolonie überfliege, um auf dem nahen Flughafen zu landen. Wir haben einst bei Schulkameraden das Wunderding Radio bestaunt, mit umständlichen Kopfhörern den ersten Kinderstunden gelauscht — heute aber macht der eigene noch schulpflichtige Sohn mit dem Radioapparat Auslegeordnung auf dem Boden des Wohnzimmers und beschwichtigt den heimkehrenden Vater mit überlegener Kennermiene: «Hab nur keine Angst, ich setze das alles gleich wieder zusammen...»

Klein und unwichtig kommst du dir daneben vor. Ganz zu unrecht. Es wäre wohl erst noch zu untersuchen, bei welcher Generation die grössere «Armut» herrscht... In unserem Garten steht kein Kaninchenstall, der im kalten Winter in die Waschküche gestellt wird. Nie erleben unsere Kinder die Geburt der kleinen Tiere, die in den ersten Lebenstagen noch blind sind und gar drollig aussehen. Einen Hühnerhof gibt es nicht. Wie die Henne brütet, aus den Eiern sich eines Tages die kleinen Kücken herausarbeiten, bei ihrer Mutter Schutz suchen, sich unter ihren Flügeln geborgen fühlen — das alles wird unsern Kindern nie zum tiefen Erlebnis. Wissen aus Schulbüchern oder auch Beobachtungen auf gelegentlichen Wanderungen sind kein voller Ersatz für die Lebensgemeinschaft im eigenen Heim.

Im Garten auf Bäume klettern und dabei die Hosen zerreißen, mit anschliessendem Nachspiel in Vaters Zimmer, Verstecken spielen, wobei die verhassten Bohnen- und Erbsenplantagen ideale Spielplätze abgeben, von dem allem ist kaum mehr als ein matter Abglanz vorhanden. Ferienromantik im eigenen Gartenreich, das gibt es nur in Büchern, und das ganze Obstgartenparadies besteht aus einigen wenigen Beerensträuchern.

Manchmal beschleicht mich in unserem so wohlgeordneten, architektonisch so raffiniert gestalteten Dasein ein wehes Gefühl. Ich beginne innerlich zu frieren und verzehre mich schier vor Heimweh. Ich sehne mich nach ein wenig Gartenunordnung, nach ungepflegten, natürlichen Wegen. Ich möchte Unkraut sehen, Spielplätze erkennen, Spuren der Kinderromantik finden und schimpfen

über die faule Jugend, die nichts helfen will im Garten, die nur ernten, doch nicht säen möchte.

Aus der mit Motorenlärm und Abwechslung angefüllten Jugendzeit unserer Kinder weht mir oft ein streng sachlicher, kalter Wind entgegen. Es fehlt die Wärme, die unbeschwerter Natürlichkeit. Unschätzbare Werte, so scheint mir manchmal, gehen verloren, und der Mensch gleicht mehr und mehr den bis zum letzten Nagel durchdachten neuzeitlichen Wohnproblemen. Ich bin nicht mehr so ganz sicher, ob die gewaltige Entwicklung der Technik, ob der grosse Fortschritt, sichtbar auf den verschiedensten Gebieten, uns allen wirklich zum Wohle gereicht. Fast bin ich versucht, daran zu zweifeln, dass die gewaltigen Umwälzungen, gerade auch im Wohnstübchenproblem, uns Menschen, die noch zu allen Zeiten so notwendige Nestwärme zu geben vermögen?

Fehlt es vielleicht in den Beziehungen unter uns Menschen heute deshalb so oft an Liebe und Verständnis, weil wir alle bereits zu sehr Kinder einer Zeit geworden sind, in der Gefühl und Romantik mehr und mehr durch Planung und Sachlichkeit verdrängt werden? Sind wir vielleicht erst dann wieder zu notwendigen und vor allem gütigen Verständigung fähig, wenn unsere ganze Lebensgestaltung wieder natürlicher und innerlich freier wird?

E.D.

Einer war der

MÖRDER

Von Graham Greene

Es war der sonderbarste Mordprozess, dem ich je beigewohnt habe. Man hatte den Mörder fast noch am Tatort erkannt. Als der Staatsanwalt den Fall auseinandersetzte, glaubte keiner der Anwesenden, dass für den Mann auf der Anklagebank auch nur die geringste Chance bestand.

Es war ein massiger, untersetzter Mann mit vorstehenden, blutunterlaufenen Augen — ein hässlicher Bursche, einer, den man nicht so schnell wieder vergisst — und dies war ein wichtiger Punkt, denn der Staatsanwalt beabsichtigte,

vier Zeugen aufzurufen, die ihn nicht vergessen, sondern ihn von der kleinen Backsteinvilla in der Northwoodstreet hatten fortlaufen sehen. Die Uhr hatte gerade zwei Uhr morgens geschlagen...

Frau Salmon im Hause Northwoodstreet hatte nicht einschlafen können. Sie hörte plötzlich das Einschnappen eines Türschlosses und meinte, es wäre ihre eigene Gartentür gewesen. Sie trat ans Fenster und erblickte Adams — so hiess der Angeklagte — auf den Stufen vor der Haustür von Frau Parker. Er war eben aus dem Hause gekommen. Seine Hände steckten in Handschuhen. Er trug einen Hammer, und Frau Salmon sah, wie er ihn in das Lorbeergebüsch neben dem Gartentor warf. Aber bevor er davoneilte, hatte er zufällig zu ihrem Fenster hinaufgeschaut, und sie hatte ihn für einen Augenblick genau sehen können.

«Meine Herren Geschworenen», sagte der Staatsanwalt, «wie ich höre, wird die Verteidigung zur Entlastung des Angeklagten den Beweis zu erbringen versuchen, dass eine Personalverwechslung vorliege. Die Frau des Angeklagten wird Ihnen erklären, dass dieser am 14. Februar um 4 Uhr früh bei ihr gewesen war. Wenn Sie aber die belastenden Zeugenaussagen gehört und die Gesichtszüge des Angeklagten genau betrachtet haben, werden Sie, glaube ich, die Möglichkeit eines Irrtums für ausgeschlossen halten.»

Nachdem der Polizist, der die Leiche gefunden, seine Aussage gemacht, und der Gerichtsarzt, der sie untersucht, sein amtliches Gutachten abgegeben hatte, wurde Frau Salmon aufgerufen. Sie sah zu dem mächtigen Mann auf der Anklagebank hinüber.

«Jawohl, das ist er.»

«Sind Sie sich dessen ganz sicher?»

«Ich könnte mich wirklich nicht irren.»

Der Verteidiger stand auf, um sein Kreuzverhör anzustellen.

«Frau Salmon, Sie müssen daran denken, dass das Leben eines Menschen vielleicht von Ihrer Aussage abhängt.»

«Ich denke daran, Sir.»

«Haben Sie gute Augen?»

«Ich habe niemals eine Brille zu tragen brauchen.»

«Es war 2 Uhr früh, da müssen Sie schon aussergewöhnlich gute Augen haben.»

«Wir hatten Mondschein, und als der Mann aufblickte, fiel das Licht der Strassenlaterne direkt auf sein Gesicht.»